Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 25 (1941)

Heft: 6-7

Artikel: Zum 1. August

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419854

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und koften jährlich 4 Franken. Jahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch= Jameizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gasner, Zürich 8.

Zum 1. Auguft.

Wie ist denn einst der Diamant entstanden?" hat Gottfried Keller vor bald hundert Jahren gefragt. Die Tat= fache, daß es seit sechshundertfünfzig Jahren eine Schweizerische Eidgenoffenschaft gibt, wird uns diesen Sommer in unzähligen Reden, Zeitungs- und Rundspruchberichten über diese Reden, Aufsätzen und Schriften zu Gemüte geführt ist es da nötig, daß wir auch im Blatte des Sprachvereins

ihrer gedenken?

Sawohl; auch uns geht diese Tatsache etwas an. Wir sind zwar ein Bund zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache, und die deutsche Sprache ist uns kein vaterländisches Heiligtum, wie es den meisten Bolkern ihre Muttersprache ift. Über wir find ein Bund von Schweizerbürgern zu Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz; also legen auch wir der Staatsgrenze eine entscheidende Bedeutung zu, und diese Staatsgrenze hat sich vor sechs= hundertfünfzig Jahren abzuzeichnen begonnen, viel enger als fie heute ift, aber doch schon sichtbar. Aus unserer Doppelstellung als staatlich begrenzter Sprachverein ergibt sich die Aufgabe, das Verhältnis von Staat und Sprache, wie es damals war und seither gewesen ist, kurz zu betrachten. Dabei berühren wir vielleicht Dinge, von denen in den Festreden und Festauffätzen sonst nirgends die Rede ift.

Ja, wie ist denn einst der Diamant entstanden? Etwas "einfach" mutet die Betrachtung der Dinge in vielen Reden und Schriften schon an. Ein Unkundiger könnte daraus beinahe schließen, die Schweiz bestehe seit 650 Jahren in ihrem heutigen Umfang und sei damals als selbständiges, viersprachiges Staatswesen gegründet worden in der löblichen Absicht, der Welt zu zeigen, wie schön es sei, wenn Menschen verschiedener Sprache, Rasse, Rlasse und Konfession friedlich und gleichberechtigt beisammen wohnen; sich der Welt als Muster zu zeigen, sei von Anfang an ihre klare "Mission" gewesen. Gewiß ist eine Festrede keine geschichtswissenschaftliche Vorlesung und ein festlicher Leitartikel keine historische Ab= handlung, aber gerade das, was uns heute teuer ist: das Land vom Genfer- zum Bodenfee, von Chiasso bis Basel, die staatliche Unabhängigkeit und die Berbindung von Deutsch und Welsch, all das ist doch erst aut vierhundert Jahre alt. Es mußte zuerst erschaffen, erkämpft, errungen werden, und das dürfte man bei der Gelegenheit wohl deutlicher sagen, als es gemeinhin geschieht. Das schmälert das Berdienst der Gründer nicht; denn fie haben doch den Anfang gemacht, und aller Unfang ist schwer. Man sieht auch den Grund gur Gründung etwa am falschen Ort. In den letten Jahren ift oft die Rede gewesen von dem "andern Geift", der den Schweizer unterscheide vom Reichsdeutschen. Das habe ja

schon Luther gemerkt, als er 1529 zu Zwingli sagte: "Ihr habt einen andern Geift". Ein sonst fehr verdienter schwei= zerischer Urgeschichtsforscher hat diesen "andern Geist" erklärt aus dem Pfahlbauernblut, das noch in unsern Adern fließe, und ein bekannter Mann, der gern über "Rulturpolitik" spricht und den wir schon den "Rulturdemagogen des Tages" genannt haben, schreibt ihn dem keltischen Blute der Belvetier und dem römischen ihrer Unterdrücker zu — also ganz nach der Lehre von "Blut und Boden" ("Blubo" hat man das genannt; wir müßten vielleicht sagen "Blut und Wasser", also "Bluwa"!), die man an andern Leuten gern verlacht. Gewiß gibt es auf politisch=sozialem Gebiete eine eigene schweizerische, von der reichsdeutschen verschiedene Denkweise, aber sie ist doch wohl eher die Folge als die Ursache der Gründung der Eidgenoffenschaft. Wenn sich Luther und Iwingli nicht einigen konnten über die Frage, ob Chrifti "Fleisch und Blut" beim Abendmahl als wirklich oder als sinnbildlich zu verstehen sei, so hängt das schwerlich mit der Verschiedenheit ihres Blutes zusammen, sondern mit dem Unterschied ihrer geiftigen Bildung. Luther war im Kloster gewesen, Zwingli hatte eine freie humanistische Bildung genossen. Übrigens standen auf des Schweizers Seite der Elsäßer Buter (zu ihm, und nicht zu Zwingli, hat Luther sein Wort gesprochen) und der Schwabe Ökolampad und gegen ihn die katholischen Urschweizer hatten die auch einen "andern Geift"? Mit solchen patri= otischen Phantasien ist dem Vaterland nicht geholfen.

Die Tatsache der Gründung aber war durchaus nichts Einzigartiges, sondern nur "ein Glied der mächtigen genossen= schaftlichen, kleinstaatlich=republikanischen Bewegung, welche die romanisch=germanischen Bölker vom 11. bis 14. Jahr= hundert gegen die feudalen und monarchischen Gewalten des Mittelalters ausgefochten haben. Der Wille zur politi= schen Selbstbestimmung, zur Selbstregierung der Bürger= gemeinden und Bauernverbände mar Teilerscheinung einer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umschichtung größ= ten Stiles Aber jene abendländischen Kommunen erlagen in ihrer Vereinzelung den fürstlichen, bürokratischen, großräumigen Mächten". (Nach Karl Meyer). Im selben Jahr 1388, in dem die Glarner bei Näfels ihre Freiheit behaupteten, zwei Jahre nach Sempach, erlag bei Döffingen der Schwäbische Städtebund dem Grafen von Württemberg, und die Bauernrepublik der Dithmarfen, die sich 1227 und 1500 mit Erfolg für ihre Freiheit geschlagen, erlag 1559 doch noch den Herzögen von Schleswig-Holftein. "Einzig im schweizerischen Hochland hat der genossenschaftliche Staats= gedanke seither, über sechs Sahrhunderte hindurch, sich unun-terbrochen behauptet." Den Grund für diesen Ersolg sieht Prof. Rarl Meyer, heute wohl der beste Renner unserer Gründungsgeschichte, nicht in einem "andern Geist", im Pfahlbauer= oder Keltenblut, sondern für die erste Zeit im "militärischen Schutz der Berge" (Morgarten!), und im "einzigartigen Bindemittel des Bierwaldstättersees", auch in der "Lage am Rand der habsburgischen Hausmacht und des deutschen Reiches" und andern äußern Umständen, für die spätere Zeit dann auch noch darin, daß "die auseinander liegenden Städte der Hochebene ihren Rückhalt fanden an der räumlich geschlossenen und politisch-militärisch bewährten Föderation der Gebirgsgemeinden, am Dreiländerbund". Die Gründer selbst waren noch unerschüttert im Gefühl, zum "Seiligen Römischen Reich deutscher Nation" zu gehören, und hatten noch keine Uhnung, daß ihre Gründung einmal ein selbständiges, vom Reiche unabhängiges Staats= wesen bilden und sogar fremdsprachige Nachbarn aufnehmen könnte. Noch in den Burgunderkrieg zogen die Schweizer 1474 auf Aufgebot "ihres allergnädigsten Herrn des Raisers" als "Zuglieder des heiligen Reichs", nicht als "Hauptsächer", sondern als "Helfer"; erst als dieser Raifer sie dann (in einem Menschenalter zum zweiten Male!) verraten hatte, sie dann aber aus eigener Kraft mit dem gefährlichen Nachbar fertig geworden waren und der König von Frankreich seine Goldvögel hatte pfeifen lassen, da erst tauchte der Gedanke an eine Trennung vom Reiche auf, aber noch nach dem Schwabenkrieg, der 1499 tatfächlich ("de facto") zu dieser Trennung führte, bestanden sie im Frieden von Basel nicht auf der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Lösung aus dem Reichsverband; dazu kam es ("de jure") erst 1648.

Daß wir aber ein halbes Sahrtaufend lang politisch= gesellschaftlich anders erzogen worden sind als unsere Stammesbrüder überm Rhein, nämlich im Geist der Genossen= schaft und nicht in dem eines Untertanenverhältnisses zu einem Landesfürsten, das hat zur Folge gehabt, daß wir heute in der Tat in solchen Dingen andern Geistes sind. Das hat Gottfried Reller in München und Berlin empfunden und dichterisch gestaltet im Freundschaftsbund des grünen Bein= richs aus der Schweiz mit dem Niederländer Ens und dem blonden Erikson von der deutsch-dänischen Grenze. Alle drei "vom äußersten Saume des deutschen Bolkstums" gekom= men, wo (nach der 1. Fassung) "germanisches Wesen noch in ausgeprägter und alter Feste lebte in Sitte, Sprachge= brauch und persönlichem Unabhängigkeitssinn", fühlen fie fich durch ein "gemeinsames Band" vereinigt und verschieden vom "beweglichen Bolk der Mitte", an dem ihnen seine "Autoritätssucht und ihr Widerspiel, die unendliche Unterwürfigkeit" peinlich auffällt. Übrigens hat sich auch inner= halb des Reiches diese Autoritätssucht verschieden entwickelt: im Norden stärker als im Süden, in Residenzstädten stär= ker als in den ziemlich republikanisch gesinnten Reichsstädten, besonders in den Hansaftädten. Das hat auch Goethe empfun= den, als er schrieb, daß "barsches Wesen" (die berühmte repu= blikanische Grobheit) in Reichsstädten "nicht widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrund, sogar willkommen" sei. (Er denkt an die damalige freie Reichsstadt Franksurt im Gegensatz zu Weimar). Anderseits ist der genoffenschaft= liche Geist ja auch in der Schweiz nicht immer und überall gleich stark gewesen. Er hat den Widerspruch nicht verhin= bert, daß die Männer, die selber keine Untertanen sein wollten, solche doch haben wollten. Stattliche Teile der heutigen Schweiz find ja durch Eroberung zu ihr gekommen und jahrhundertelang in Abhängigkeit gehalten worden; im 18. Jahrh. waren über vier Fünftel der "freien Schweizer" unfrei. Aber selbst in den Untertanenländern hatten die Gemeinden immer noch gewiffe Freiheiten, und das Bolk war bewaffnet. Daß die Bolksgemeinschaft bei uns stärker erhalten geblieben ist als in allen andern Ländern, nicht nur im Reich, daß

das allgemeine Verhältnis von Herrschaft und Dienstbote, von Meister und Geselle, von Offizier und Soldat usw. nie so schroffe Formen angenommen hat wie anderswo, das verdanken wir in der Tat den Männern, die vor 650 Jahren den Grundstein zur Eidgenossenschaft gelegt haben.

Als sich dann diese Eidgenoffenschaft im 15. und 16. Jahr= hundert fremdsprachige Gebiete angliederte, erhielten diese keine Gleichberechtigung, sondern nur die Stellung von Zuge= wandten Orten (Graubunden, Genf) oder gar nur von Untertanenländern (Teffin, Waadt). Die Schweiz war bis 1798 ein deutschsprachiger Staat; auf ihrer Tagsatzung wurde nur deutsch gesprochen. Bolle Gleichberechtigung er= hielten die fremdsprachigen Gebiete auf die Dauer erst 1848, und zwar ganz im Gegensatz zum europäischen Zeitgeist; während aus Deutschland und Italien einsprachige Nationalstaaten murden, schuf die Schweiz den drei=, vielmehr vier= sprachigen Nationalitätenstaat. Wenn in diesem Staate im allgemeinen Sprachfriede herrscht, so ist auch dieser nicht planmäßig geschaffen, sondern uns vom Schickfal im Laufe der Zeit glücklich beschieden und durch mannigfache Umftände erleichtert worden, namentlich durch die sprachliche Gleich= gültigkeit der großen deutschsprachigen Mehrheit.

Es gibt Leute, die es als Anmaßung empfinden, wenn man der Schweiz eine rassen= und sprachenversöhnende "Sen= dung" zuschreibt. Aber wir dürfen eine solche schon aner= kennen, wenn wir uns dabei nicht einbilden, unsere Bor= sahren hätten diese Aufgabe von Ansang an aus staats= männischer Einsicht und in bewußter Absicht übernommen; eine weise Borsehung hat sie uns vielmehr als Schicksal auferlegt, und wir haben sie erst seit etwa hundert Jahren erkannt. Sie ist auch nicht, wie ost behauptet wird, die einzige Aufgabe, deren Ersüllung unserm Staatswesen sein eigenes Daseinsrecht gibt; wir sind daneben immer noch das Land, in dem troß allem der genossenschaftliche Gedanke, die Bolksgemeinschaft am stärksten verwurzelt ist.

An der ganzen vaterländischen Festfreude dieses Sommers kann dem denkenden Beobachter auffallen und uns vom Sprachverein Genugtuung bereiten, daß der Schweizer die Gründungsgeschichte seines Vaterlandes vor allem mit den Augen sieht, die ihm der Schwade vor allem mit den Augen sieht, die ihm der Schwade seholsen. In seinem schönen Gedichte "Schutzeister" erzählt Konrad Ferdinand Meyer, wie er wieder einmal am Vierwaldstättersee gewansdert sei und den Geist Goethes zu hören vermeint habe, der ihm zuslüsserte, wie er auf einer seiner Schweizerreisen hier die Rütlisage gefunden und daraus ein Tellepos habe bilden wollen, den Stoff dann aber in Schillers edle Hände gelegt habe. Und da leistet sich Meyer ein reizendes und geistvolles Wortspiel: die griechische Sage erzählt von den unzertrennlichen Iwillingsbrüdern Kastor und Pollux, den Söhnen des Zeus, daher Dioskuren genannt, und versetzt sie ins Sternbild der Iwillinge, wo sie als Schutzgötter der Schiffahrt und der Gastfreundschaft wirkten. In Weismar nennt man das gemeinsame Denkmal der Dichtersfreunde Goethe und Schiller das Dioskurendenkmal. Und so schließt der Schweizer Vichter:

Selig war ich mit den beiden, Dämmerung verwob die Weiden, Und ich sah zwei treue Sterne Uber meiner Heimat gehn. Leben wird mein Volk und dauern Iwischen seinen Fessenmauern, Wenn die Dioskuren gerne Segnend ihm zu Haupte stehn. Freilich hat man sich in der Schweiz schon lange vor Schiller die Geschichten von Tell und vom Rütli erzählt, sonft hätte fie Goethe auch nicht gefunden, und Schillers Hauptquellen sind ja Tschudi und Johannes von Müller gewesen. (Ubrigens find diese "Geschichten", die man nun etwa hundert Jahre als haltlose Sagen betrachtet hat, durch die For= schungen Karl Meyers wieder wahrscheinlicher, beinahe schon wieder "Geschichte" geworden; Gotifried Reller hat auch schon 1860, in seinem köstlichen Bericht von der Einweihung des Mythensteins zum Schillerstein, ihre Entstehung aus nichts eine Unmöglichkeit genannt). Aber auch Tellspiele mit Rütlifzenen hat es schon vor und wieder nach Schiller - keines hat im entferntesten die Wirkung von Schillers Werk erreicht, und heute können unsere Festredner kaum etwas Besseres tun, als den Kern der Gründungs= geschichte in der Fassung auszudrücken, die ihm nun einmal Schiller und kein anderer gegeben: "Wir wollen fein ein einzig Bolk von Brüdern -- "Es gibt aber im Bundes= brief von 1291, ganz abgesehen vom lateinischen Wortlaut, kaum eine Stelle, die diese Fassung wörtlich nahe legt, und doch verwenden und empfinden die guten Schweizer von heute diese Worte Schillers, wie wenn sie in jener Sommernacht 1291 steno=, wenn nicht gar phonographisch aufgenommen worden wären. Es trifft sich darum auch reizend, daß die vielen Rütlimallfahrer, die von Luzern oder von Brunnen herkommen, zuerst am Schillerstein vorbei= fahren und auf der Heimfahrt nochmals den "Sänger Tells" grußen, der des grunen Heinrichs "heiligste Sagen verherr= licht" zurückgegeben hat.

Wir alle freuen uns dessen, was Keller die "wunderbare Tatsache des Baterlandes" nannte, und stehn zu Karl Hediger, der das Fähnlein der sieben Aufrechten übergab mit den Worten: "Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigsaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Jusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Bolkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundessiebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden". Und das hat am 1. Augsten 1291

begonnen, und deffen freuen wir uns.

Büchertisch.

dr. Paul Lang, Professor an der Kantonsschule Zürich. Stilistisch=rhetorisches Arbeitsbuch für die Mittelschule, die Hochschule und den Selbstunterricht. 289 S., geb. Fr. 5.40. Schlüssel (gesondert zu beziehen) Fr. 1.50. Berlag Sauer=

länder & Co., Aarau.

In doppeltem Sinn ein Arbeitsbuch: eine Anleitung zur Arbeit, nämlich zu reichlicher sprachlicher Abung, aber auch hervorgegangen aus gewaltiger Arbeit. Es sett die Kenntnis der deutschen Sprache voraus, ist also keine Sprachslehre im üblichen Sinn; es will zum guten Gebrauch der Sprache anleiten. Kann man das? Beim Lesen guter Bücher kann sich das Sprachgefühl entwickeln, aber es muß das nicht, sonst könnte Ed. Engel nicht mit Recht eine so lange Reihe von Germanisten zu den schlechten Stillsten zählen. Engel meint, guter Stil lasse sich nicht künstlich anlernen; was man dem Schüler beibringen könne, seien nützliche Lehren sürs Tun, besonders aber die noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen, nämlich schlechter Sprachs

gewohnheiten, und das ist ja der Hauptzweck des "Korri= gierens" im Schulfinn. (Rorrigieren heißt eigentlich verbeffern, der Lehrer verbessert aber gewöhnlich nicht, sondern sieht nur durch, streicht an und läßt den Schüler verbessern). Das ist das Unbefriedigende an dieser großen Last des Sprachlehrers: er kann dem Schüler nur schlechtes Deutsch ab=, aber damit noch kein gutes Deutsch angewöhnen, son= dern nur ein etwas farbloses "korrektes" Deutsch. Das ist immerhin viel mehr als nichts. Aber wenn man Langs Buch durchgesehen hat, fängt man wahrhaftig an zu glauben, auch ausgesprochen gutes Deutsch lasse sich beibringen, näm= lich durch Ubung, aber durch eine ungeheure Menge von Ubung. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie reichhaltig und dabei geschickt und klar geordnet diese Ubungen sind: zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Schärfung des Sprach= gefühls, zum Satbau, zum Aufbau eines Auffates. Bald soll der Schüler in einem vorliegenden Brief allzu vertrau= liche oder gewöhnliche Ausdrücke durch gut schriftsprachliche, etwas gehobene ersetzen, bald umgekehrt allzu blumige durch bescheidenere, bald in einer etwas derb geratenen Beschwerde die beleidigenden Wörter mildern, bald aus einem litera= rischen Schriftstück ein paar eingeschmuggelte gezierte verein= fachen, bald aus der Rede eines Generaldirektors etwa zwei Dugend überflüffige Fremdwörter verdeutschen, bald in einer Trauerrede die Phrasen umgehen usw. Der Bersfasser ist ein sehr guter Kenner guten deutschen Sprachgesbrauchs und macht 3. B. darauf ausmerksam, daß Wörter wie "währenddem" und "trogdem" in Norddeutschland nur als Umftands=, nie als Bindewörter verwendet werden, läßt sie aber auch als solche für die Schweiz gelten. Daß die Möglichkeitsform (der Konjunktiv) auch in geistig höhern Kreisen allmählich verschwindet, schreibt er wohl mit Recht dem "steigenden Einfluß der sprachlich Ungebildeten" zu, unter denen sich auch Rundspruchsprecher befinden. Eine Mustersammlung von Briefen und Berichten schließt den 1. Teil, die "Sachprosa", deren Beherrschung jedem zugäng= lich sein sollte, der auf gute sprachliche Bildung Unspruch macht. Der Abschnitt über "Runstprosa" will natürlich nicht zur Berufsschriftstellerei erziehen, sondern nur zum Erkennen höherer Prosa anleiten. Das 3. Buch gibt Anleitungen zur Redekunst und antwortet u. a. auf Fragen wie: Wie man sich auf eine Rede vorbereitet. — Den endgültigen Beweis seiner Güte leistet natürlich ein solches Werk erst im Unter= richt; es ift aber sehr zu wünschen, daß bald reichliche Ver= suche damit gemacht werden. In einer hoffentlich bald not= wendigen 2. Auflage könnten dann einige Rleinigkeiten verbeffert werden: Das Hedy würde dann vielleicht zum Bedi, und aus den Dialekten würden Mundarten, um fo eher, als einmal vom "dialektischen Sprachganzen" die Rede ist, das griechische Wort also verwirrend in einem andern Sinn verwendet wird als für "mundartlich". In dem Sate (S. 75) "Da die deutschen Konjunktionen teilweise von den schweizerischen abweichen" usw. weiß man nicht, ob "deutsch" und "schweizerisch" hier bedeuten "schriftdeutsch" und "mundartlich" oder ob unterschieden werden solle zwischen dem in Deutschland und dem in der Schweiz üblichen Schrift= deutsch. Schließlich sind ja auch die "schweizerischen" Kon= junktionen deutsch, aber eben schweizerdeutsch. S. 146 fragt jemand in einem Musterbriefe, warum man von der Post= verwaltung anders behandelt werde, "als man es sich von Bahn und Schiff gewöhnt ist"; besser wäre doch wohl: "als man es gewohnt ist". (Man gewöhnt sich an etwas, und wenn man sich daran gewöhnt hat, dann ist man daran gewöhnt [ohne "fich"!], oder man ist es gewohnt). Diese paar Aussetzungen seien nur angebracht, um zu zeigen, daß es uns nicht bloß ums Rühmen zu tun